

## EXERZITIEN DES WARTENS

§ Auf alles mussten wir in der Kindheit warten: auf das geliebte Schokoladeneis, auf die schulfreien Tage, auf dass es wieder hell wird, auf das Wasser, das unseren Durst stillte, und auf die Rückkehr der vertrauten Stimme. Wir mussten warten und wussten lange nicht, was dieses Warten war und was es mit uns machen würde. Warten war vorerst nur ein *Nicht*. Entsprechend erhielt unsere erste Zeiterfahrung eine erstaunliche Note: Wir erlebten die Zeit als Kind erst in jenen Momenten, als man uns bat oder zu verstehen gab, zu warten. Das Zeitgefühl erlebten wir vorerst als reine Verzögerung. Mit Warten lernten wir zwar die Verschiebungen und Ersetzungen des Lebens (das berühmte *Fort da*), doch das Zeitgefühl selbst war korreliert mit einem Nicht-Haben oder Nicht-Sein, ein Un- von irgendetwas. Mit diesem Warten, das uns in den Märchenraum eines Versprechens verführte, lernten wir auch, dass das Objekt unseres Begehrens mit einem Aufschub korreliert ist.

§ Das *Nicht mehr* als Zeitgefühl musste erst gelernt werden.

§ Dieses Dazwischen, zwischen *nicht mehr* und *noch nicht*, bestimmt unser Zeitgefühl. Beide Vektoren bestimmen auch das Warten, aber mit bemerkenswerten Vorzeichen: Wenn wir warten, sind wir im Gegensatz zu sonst froh über das *Nicht mehr*, wir sehnen uns einzig und allein dem *Noch nicht* entgegen.

§ Durch Warten wird die Gegenwart aufgewertet. Sie wird zur empfundenen Zeit, zur überschäumenden Zeit – wie von der Vergangenheit auf den Händen getragen ...

§ Doch was für ein Paradox! Normalerweise wollen wir, brauchen wir so viel Zeit wie möglich: zum leben, zum lieben, zum arbeiten, zum schlafen, zum Nachdenken ... nur nicht beim Warten.

§ Im skandalösen Nichtstun (-Können oder -Dürfen) des Wartens vergegenwärtigt sich die Dimension des menschlichen Daseins, seine Absurdität, seine Sinnlosigkeit. Beckett ist ohnehin ein Wegweiser: Wann immer wir warten, stellen wir auf *Godot*-Modus um. Wann immer wir warten, geraten wir ausser uns. Wir werden wie Wladimir und Estragon. Bemerkenswerterweise beschert uns dieselbe Erfahrung auch etwas, was unserem Koordinatensystem neue Perspektiven verschafft: Ohne Warten-Können brächte kein Künstler sein Werk hervor.

§ Wir erleben das Warten als eine überflüssige Zeit, mit einer Ausnahme: Wenn uns etwas Unangenehmes erwartet. Dann wird die ungeliebte Zeit des Wartens zu unserem kostbarsten Gut. Warten ist nicht einfach ein «erzwungenes Nichtstun»<sup>1</sup>. Jedenfalls nicht immer: Manchmal ist *hoffen* ein anderes Wort für *warten dürfen*.

§ Die allgemeine Beschleunigung des Lebens verengt den Zeithorizont: Wir empfinden das Warten als eine *Qual*. Wir können nicht mehr warten (all die Qualen, die unsere kleinsten Verzögerungen am Computer verursachen: die verängstigten Gedanken, nun *so viel Zeit zu verlieren* oder aufgeschmissen zu sein) – dabei waren wir nie so schnell ... *Virilios rasender Stillstand* gilt auch für unsere Gefühle, vielleicht in umgekehrter Reihenfolge: Wir befinden uns emotional in einer synkopischen Raserei.

§ Warten ist immer auch Erwarten. In seinem Kern steckt eine Geste des Anspruchs. Niemand wartet grundlos! Oder, wie ich kürzlich in einem Roman las: «Warten ist die natürliche Folge von (...) wollen.»<sup>2</sup>

§ Darum ist Warten unweigerlich mit *Wollen* und *Müssen* verknüpft. Es gibt keinen Automatismus im Warten. Warten ist immer auferlegt, von uns selbst oder von der Welt.

§ Die Mystik hat zu allen Zeiten (in der buddhistischen wie in der christlichen Tradition) als Auftakt zur spirituellen Einübung bzw. als deren Aufrechterhaltung das Exerzieren der *Indifferenz* vorgeschlagen. Darin soll als Erstes ein Gleichgewicht der Kräfte erlangt werden. Die Indifferenz soll dadurch erreicht werden, dass man das eigene Leben und die jeweiligen Gefühle in den Blick bekommt: durch reines Beobachten. Was uns zum *wachtan*, dem ursprünglichen Wort für das Warten, führt, das im Althochdeutschen die Bedeutung *beobachten* bzw. wachen hatte.

§ Wir werden zu einer Art Wärter und Hüter der Zeit (frei nach Heidegger), während wir warten.

§ Warten wird oft in den Schriften, die ihm gewidmet werden, als ein Fall von Nichtstun gehandhabt.<sup>3</sup> Doch fragt es sich, ob Warten in seinem Wesen wirklich mit Nichtstun identisch ist, nur weil die Menschen oft, während sie warten, nicht handelnd sind. Schliesslich ist Warten eine auferlegte Zeit ...

§ Wenn wir etwas sorgfältig bewachen, dann sind wir auch imstande, es zu pflegen. Das Beobachten macht uns zu Wartenden

§ Das französische *attendre* hat auch seine Schönheiten. Siehe das lateinische *ad* und *tendere, tendere* (frz. *spannen, dehnen, strecken*), wortwörtlich also *tendre vers*, von daher heute: *gegen etwas streben, auf etwas abzielen, etwas anstreben*. Wir streben etwas zu, während wir warten. Das Warten verlangt unsere *attention*, und während wir warten, während wir uns seelisch dehnen, werden wir zart, weich – *tendre* eben.

§ Die Zeit wird erst spürbar, wenn nichts passiert. Ereignislosigkeit und die Erfahrung der Zeitlichkeit hängen zusammen. Ein Paradoxon der Zeiterfahrung: Sobald wir sie spüren, die Zeit und ihre Vergänglichkeit, kommt sie uns als Stillstand vor. Vielleicht assoziieren wir deswegen das *Warten-Müssen* mit Langeweile, das heisst mit Nichtstun. Was uns zu einem weiteren Widerspruch führt, weil Nichtstun uns als Zeitverlust vorkommt.

§ Oft befürchten wir etwas Kitschiges, wann immer in einem Romantitel das Wort *Warten* vorkommt (Becketts *Godot* bestätigt diese Regel als Ausnahme).